

WIE VIEL EVALUATION BRAUCHT DIE PSYCHOTHERAPIE?

Alfred UHL

In: Festschrift anlässlich 15 Jahre STLP – Entwicklung fördern, Perspektiven gewinnen, Leiden behandeln. Steirischer Landesverband für Psychotherapie, Graz, 2007.

Psychotherapeuten sind in vielerlei Hinsicht mit Evaluation konfrontiert. Wer in Institutionen arbeitet, muss seine Arbeit meist dokumentieren, und die Ergebnisse finden sich dann in Erfolgsstatistiken und Jahresberichten wieder. Wer freiberuflich mit Kassen abrechnet, muss regelmäßig Anträge schreiben und begründen, warum bei seinen Klienten die Indikation für eine Kassenrefundierung vorliegt. Öffentlich finanzierte Institutionen und Projekte, in denen Psychotherapeuten tätig sind, werden zunehmend öfter extern evaluiert, und Qualitätsmanagement gehört in immer mehr Einrichtungen zur Routine. Viele Psychotherapeuten sind auch aktiv in Psychotherapieforschungsprojekte involviert und andere, vor allem in Institutionen und Projekten, forschen zwar nicht selbst, liefern aber ihren Kollegen Daten für Forschungsprojekte.

Manche mag es verwundern, dass ich all diese unterschiedlichen Tätigkeiten unter den Ausdruck „Evaluation“ subsumiere, wo doch Evaluation in der Alltagssprache meist als „wissenschaftlicher Wirksamkeitsnachweis“ interpretiert wird. Viele der genannten Bereiche haben nämlich wenig mit wissenschaftlicher Wirksamkeitsmessung zu tun. Im wissenschaftlichen und professionellen Kontext wird die Bedeutung des Ausdrucks „Evaluation“ jedoch durchwegs erheblich breiter angesetzt; und zwar so breit, dass all das Aufgezählte und noch mehr darunter fällt. Da ein gesicherter Wirksamkeitsnachweis in Zusammenhang mit konkreten Evaluationsgegenständen nur in Ausnahmefällen möglich ist, würde eine enge Definition von „Evaluation“ als „Wirksamkeitsnachweis“ die Disziplin ernsthaft gefährden (Uhl, 1999). So wird z.B. kaum ein Experte bei der Evaluation einer Diabetesambulanz fordern, dass dort die Wirksamkeit von Insulin nachgewiesen wird. Relevant ist vielmehr, ob die Einrichtung attraktiv ist, ob durch bestimmte Maßnahmen Verbesserungen erreicht werden können, ob Diagnostik und Therapieplanung dem State of the Art entsprechen und vieles mehr.

Eine entsprechende weite Definition von Evaluation im professionellen bzw. wissenschaftlichen Sinn findet man in den Standards der deutschen Gesellschaft für Evaluation (DeGEval). Dort wird Evaluation als systematische Untersuchung der Frage nach dem Nutzen bzw. dem Wert eines Evaluationsgegenstandes definiert (Beywl et al., 2002). Evaluation reicht dabei von der explorativ angelegten systematischen Beobachtung von Prozessen (Prozessevaluation) bis hin zur Beurteilung des Einflusses von Ergebnisvariablen (Ergebnisevaluation); wobei als Ergebnisvariablen sowohl die eigentlichen Erfolgskriterien als auch Surrogatvariablen, für die ein ursächlicher Zusammenhang zu den eigentlichen Erfolgskriterien plausibel erscheint, infrage kommen. Evaluation kann den Kriterien präzise geplanter experimenteller Forschung entsprechen (quantitativ, hypothesenprüfend) oder sich der Aufgabe weitgehend hypothesenfrei, ohne definierte Zielvariablen über systematische Beobachtung und Reflexion nähern (qualitativ, explorativ). Evaluation kann der erfahrungsgestützten, schrittweisen Entwicklung des Evaluationsgegenstandes dienen (formative Evaluation) oder fertige Produkte zum Gegenstand haben (summative Evaluation). Evaluation kann von außerhalb der Organisation angesiedelten Evaluatoren (externe Evaluation) oder von Personen, die für den Evaluationsgegenstand verantwortlich sind (interne Evaluation) durchgeführt werden. Oft ist es Aufgabe von Evaluatoren, Evaluationsgegenstände abschließend zu bewerten, oft geht es aber auch darum, empirische Grundlagen für die Bewertung durch Dritte zu erarbeiten. Fallweise wird Evaluation bereits von Anfang an mitkonzipiert und ist integrierter Bestandteil der Praxis; häufig stellt

sich die Aufgabe aber erst, nachdem ein Evaluationsgegenstand schon lange existiert. Vielfach geht es bei Evaluationen um die Verbesserung von Abläufen oder um die Entwicklung von Entscheidungsgrundlagen. Der Ausdruck „Evaluation“ ist laut DeGEval-Definition allerdings selbst dann anwendbar, wenn es um reinen Erkenntnisgewinn den Evaluationsgegenstand betreffend geht. Dieser Definition entsprechend sind viele Bereiche der Grundlagenforschung, angewandten Forschung und reflektierten Praxis ganz oder teilweise unter den Begriff „Evaluation“ subsumierbar. Vereinfachend könnte man den Begriff „professionelle Evaluation“ mit „praxisrelevante empirische Forschung plus forschungsrelevante Praxis“ beschreiben.

Wir erleben aktuell einen Evaluationsboom, sind ständig mit der Erwartung konfrontiert, dass alles und jedes evaluiert werden muss. Vieles, was in diesem Zusammenhang heute gesagt und getan wird, ist deutlich abgehoben von den zentralen Erkenntnissen der Wissenschaftstheorie und der wissenschaftlichen Methodologie. Häufig werden Evaluationen vorgesehen, ohne ernsthaft nachzudenken, ob diese möglich oder sinnvoll sind. Außerdem herrscht eine Erwartungshaltung vor, dass mit relativ wenig Aufwand, mit relativ einfachen Methoden und in relativ kurzer Zeit sinnvolle Erkenntnisse gewonnen werden können. Diesen stark irrationalen Zugang habe ich andernorts (Uhl, 2000b) mit „Evalopathie“ im Sinne von „krankhafter Evaluierersucht“ bezeichnet; ein Ausdruck, der eine von sinnentleerten Evaluationsritualen charakterisierte Praxis beschreiben soll.

Die Entwicklung der empirischen Forschungspraxis ähnelt der Grammatik: Fehler, die eine Zeit lang alle machen, werden zum neuen State of the Art. Unter solchen Rahmenbedingungen ist es sowohl schwer, inadäquate Evaluationen abzulehnen, als auch adäquate Evaluationen zu planen. Alles muss evaluiert werden, aber kaum jemand beachtet, wie evaluiert wird. „Das Projekt ist evaluiert!“ genügt in der Regel als Qualitätsnachweis. Ans Absurde grenzende Scheinevaluationen ohne den geringsten Erkenntniswert, die die Forderung nach Evaluation bloß vordergründig erfüllen, dominieren das Feld. Die Chance, dass Evaluationen mit gravierenden methodologischen Fehlern unbeanstandet durchkommen, ist sehr groß. Auch bei gravierenden Mängeln entwickelt sich unter Kollegen kaum fundierte und konsequente Kritik. Wer selbst im Glashaus sitzt, und sich dessen bewusst ist, vermeidet es, mit Steinen zu werfen; und wer sich dieses Umstands nicht bewusst ist, kann mangels potentieller Ziele gar nicht mit Steinen werfen. So landen Evaluatoren nolens volens im Spannungsfeld zwischen „Opportunismus“ und „Ignoranz“ (Uhl, 2000a). Bedenklich ist oft auch, dass bei Evaluationen die Interessen aller Beteiligten in die gleiche Richtung gehen: Die Projektfinanzierer möchten in der Regel ihre Entscheidungen rechtfertigen, die Projektdurchführenden wollen ihr Projekt gut dargestellt wissen und die Evaluatoren haben großes Interesse daran, die Erwartungen ihrer Auftraggeber (Projektfinanzierer oder Projektdurchführende) zu erfüllen, um auch in Zukunft Aufträge zu erhalten. Dass unter solchen Bedingungen negative Ergebnisse unwahrscheinlich werden, liegt auf der Hand.

Doch es scheint sich langsam Widerstand zu entwickeln gegen zunehmende Dokumentations-, Qualitätssicherungs- und Evaluationsverpflichtungen, die eine neue, für alle lästige Form der Bürokratie begründen. Personen, die ihre Tätigkeiten immer genauer dokumentieren müssen, investieren entweder einen erheblichen Teil ihrer Freizeit, oder die eigentliche Arbeit wird in Mitleidenschaft gezogen. Wer minutiös dokumentieren muss, was er arbeiten würde, wenn er nicht mit der Dokumentation beschäftigt wäre, für den verkürzt sich der Ausdruck „Qualitätssicherung“ zur „Qual“.

Das bisher Gesagte trifft nicht ausschließlich auf psychotherapierelevante Bereiche zu, ist aber für diese durchaus gültig. Es ist kaum verständlich, dass manche Psychoanalytiker, die um die unbewussten Anteile der menschlichen Psyche wissen, oder manche Verhaltenstherapeuten, die davon ausgehen, dass viele Lernprozesse unbewusst ablaufen, sich von Forschern überzeugen lassen, dass die verlässlichste Beurteilung des Behandlungserfolgs mittels Fragebögen zu erreichen ist.

Ich bin mit Begeisterung und Engagement Forscher und möchte keinesfalls pauschal gegen Qualitätssicherung und Evaluation auftreten. Ich bin allerdings der Meinung, dass sich die potentiellen „Opfer“ von Evaluationen verstärkt mit den fundamentalen Grundlagen, Grenzen und Möglichkeiten der empirischen Forschung auseinandersetzen sollten –

zumindest so weit, dass sie ein begründetes Urteil über Forschungszugänge in ihrem Fachgebiet fällen können. Nur so kann sich auf lange Sicht fundierter, zielgerichteter und nachhaltiger Widerstand gegen sinnlose Evaluations-Rituale entwickeln. Mit diesem Wissen als Rückendeckung kann der Mut aufgebracht werden, Unsinniges zu verhindern. So können Ressourcen frei werden, die dann in empirische Forschung und Praxis fließen können. Ich plädiere dafür, in der Forschung sowie in allen Disziplinen, die auf Forschungsergebnissen bzw. auf wissenschaftlichen Theorien basieren, den Finger immer wieder konsequent auf die wunden Punkte zu legen. Nur so kann längerfristig ein Umdenken erreicht werden, das letztlich sowohl den in der Forschung sowie Therapie Tätigen als auch deren Kunden und Klienten zugute kommt.

Literatur:

- Beywl, W.; Brauns, D.; Drewello, H.; Hellmann, A.; Kuby, T.; Müller, S.; Uhl, A.; Wagner, G.; Winnubst, H. (2002): Standards für Evaluation. Deutsche Gesellschaft f. Evaluation (DeGEval), Köln*
- Uhl, A. (1999): Evaluation. In: Stimmer, F. (Hrsg): Suchtlexikon. Oldenbourg, München*
- Uhl, A. (2000a): The Limits of Evaluation. in: Neaman, R.; Nilson, M.; Solberg, U.: Evaluation - A Key Tool for Improving Drug Prevention. EMCDDA Scientific Monograph Series, No 5, Lisbon*
- Uhl, A. (2000b): Evaluation vs. Evalopathy: Support for Practical Improvement vs. Irrational Nuisance. In: University of Tampere, School for Public Health: Outcomes in Health Promotion, Abstracts of the 3rd Nordic Health Promotion Research Conference, 6-9 September, 2000. STAKES, Tampere*